

Fischer TaschenBibliothek 52059

Leben, um davon zu erzählen

(Fischer TaschenBibliothek)

Bearbeitet von
Gabriel García Márquez

1. Auflage 2015. Buch. 880 S. Hardcover
ISBN 978 3 596 52059 6
Format (B x L): 9,2 x 14,5 cm
Gewicht: 315 g

schnell und portofrei erhältlich bei


DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Gabriel García, Márquez
Leben, um davon zu erzählen

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

MEINE MUTTER BAT MICH, sie zum Verkauf des Hauses zu begleiten. Sie war morgens in Barranquilla eingetroffen, kam aus dem fernen Städtchen, in dem die Familie wohnte, und hatte keine Ahnung, wie sie mich finden sollte. Sie fragte hier und dort bei Bekannten nach, und man gab ihr den Hinweis, in der Buchhandlung Mundo oder in den Cafés der Umgebung zu suchen, wo ich mich zweimal täglich mit meinen Schriftstellerfreunden zu treffen pflegte. Der das sagte, warnte sie: »Nehmen Sie sich in Acht, die sind völlig durchgedreht.« Punkt zwölf war sie da. Mit ihrem leichtfüßigen Schritt bahnte sie sich den Weg durch die Büchertische, stand vor mir, schaute mir mit dem schalkhaften Lächeln ihrer besten Tage in die Augen und sagte, noch bevor ich reagieren konnte:

»Ich bin deine Mutter.«

Etwas an ihr hatte sich verändert, was mir nicht erlaubte, sie auf den ersten Blick zu erkennen. Sie war fünfundvierzig Jahre alt. Zählt man die elf Geburten zusammen, war sie fast zehn Jahre lang schwanger gewesen und hatte mindestens noch einmal so lang ihre Kinder gestillt. Sie war vor der Zeit

vollständig ergraut, die Augen wirkten größer und erstaunt hinter ihrer ersten Bifokalbrille, und sie trug strenge Trauer wegen des Todes ihrer Mutter, hatte jedoch die römische Schönheit ihres Hochzeitsfotos bewahrt, die eine herbstliche Aura nun mit Würde umgab. Zuallererst, noch bevor sie mich umarmte, sagte sie in ihrer gewohnt zeremoniösen Art:

»Ich bin gekommen, weil ich dich um den Gefallen bitten möchte, mich zum Verkauf des Hauses zu begleiten.«

Sie musste nicht sagen, wohin, noch um welches Haus es sich handelte, denn für uns gab es nur eins auf der Welt: das alte Haus der Großeltern in Aracataca, in dem geboren zu werden ich das Glück hatte und in dem ich seit meinem achten Lebensjahr nicht mehr gewohnt habe. Ich hatte gerade die juristische Fakultät nach sechs Semestern verlassen, die ich vor allem dazu genutzt hatte, alles, was mir in die Hände kam, zu lesen und die unvergleichliche Poesie des spanischen Siglo de Oro auswendig zu rezitieren. Ich hatte damals bereits alle Bücher in Übersetzung ausgeliehen und gelesen, die genügt hätten, um die Technik des Romanschreibens zu erlernen, und hatte in Zeitungsbeilagen sechs Erzählungen veröffentlicht, die meine Freunde begeisterten und ein paar Kritiker aufmerken ließen. Im nächsten Monat sollte ich dreiundzwanzig werden, hatte gegen die Wehrpflicht verstoßen, war bereits Veteran zweier Gonorrhöen

und rauchte ohne böse Vorahnungen täglich sechzig Zigaretten üblen Tabaks. Meine Freizeit teilte ich zwischen Barranquilla und Cartagena de Indias an der kolumbianischen Karibikküste auf, schlug mich mit dem durch, was man mir bei *El Heraldo* für meine täglichen Beiträge zahlte, also mit so gut wie nichts, und schlief, möglichst in angenehmer Begleitung, dort, wo mich die Nacht überraschte. Als sei es mit meinen ungewissen Bestrebungen und dem chaotischen Lebenswandel noch nicht genug, wollten wir, eine Gruppe unzertrennlicher Freunde, gerade ohne Geld eine waghalsige Zeitschrift herausbringen, die Alfonso Fuenmayor schon seit drei Jahren plante. Was mehr konnte ich wünschen?

Eher aus Not denn aus Überzeugung eilte ich der Mode um zwanzig Jahre voraus: wild wuchernder Schnurrbart, aufgewühlte Mähne, fragwürdig geblümete Hemden zu Jeans und Jesuslatschen. In der Dunkelheit eines Kinos sagte eine damalige Freundin, nicht wissend, dass ich in der Nähe saß, zu jemandem: »Der arme Gabito ist ein aussichtsloser Fall.« Als meine Mutter mich also fragte, ob ich sie begleitete, um das Haus zu verkaufen, stand einem Ja nichts im Wege. Sie gab zu bedenken, dass sie nicht genug Geld habe, und aus Stolz sagte ich, dass ich für meine Kosten selbst aufkäme.

Doch bei der Zeitung, für die ich arbeitete, war das Geldproblem nicht zu lösen. Sie zahlten mir drei

Pesos für die tägliche Glosse und vier für einen Meinungsbeitrag, wenn einer der zuständigen Redakteure fehlte, doch das reichte kaum. Ich versuchte es mit einem Vorschuss, aber der Geschäftsführer erinnerte mich daran, dass ich bereits mit über fünfzig Pesos in der Kreide stand. An jenem Abend wagte ich einen Vorstoß, zu dem keiner meiner Freunde fähig gewesen wäre. Aus dem Café Colombia kommend, gleich neben dem Buchladen, holte ich den alten katalanischen Lehrer und Buchhändler Don Ramón Vinyes ein und bat ihn, mir zehn Pesos zu leihen. Er hatte nur sechs.

Natürlich konnten weder meine Mutter noch ich damals ahnen, wie bestimmend dieser harmlose zweitägige Ausflug für mich sein sollte, so dass auch das längste und arbeitsamste Leben nicht ausreichen würde, erschöpfend davon zu erzählen. Jetzt, mit mehr als fünfundsiebzig wohlbemessenen Jahren, weiß ich, dass die Entscheidung zu dieser Reise die wichtigste war, die ich in meiner Laufbahn als Schriftsteller zu treffen hatte. Das heißt: in meinem ganzen Leben.

Bis in die Adoleszenz hinein interessiert sich das Gedächtnis mehr für die Zukunft als für die Vergangenheit, daher waren meine Erinnerungen an Aracataca noch nicht durch Nostalgie verklärt. Ich erinnerte mich so daran, wie es gewesen war: ein Ort, in dem es sich gut leben ließ, wo jeder jeden kannte, am

Ufer eines Flusses mit kristallklarem Wasser, das dahinschoss durch ein Bett mit polierten Steinen, weiß und riesig wie prähistorische Eier. Gegen Abend, besonders im Dezember, wenn der Regen vorüber war und die Luft sich in Diamant verwandelte, schien die Sierra Nevada de Santa Marta mit ihren weißen Bergspitzen bis an die Bananenplantagen am anderen Ufer heranzurücken. Von hier aus konnte man die Arhuaco-Indios wie Ameisen in Reihen über die Bergpfade der Sierra eilen sehen, sie hatten Ingwersäcke auf dem Buckel und kauten Cocakugeln, um das Leben abzulenken. Wir Kinder träumten damals davon, aus dem ewigen Weiß Schneebälle zu formen und damit in den glutheißen Straßen Schlachten auszutragen. Die Hitze war so unglaublich, vor allem in der Siestazeit, dass die Erwachsenen darüber klagten, als handele es sich um eine täglich neue Überraschung. Ich habe von meiner Geburt an ständig wiederholen gehört, dass die Eisenbahnstrecke und die Lager der United Fruit Company nachts gebaut werden mussten, weil es unmöglich gewesen sei, tagsüber das sonnenheiße Werkzeug anzufassen.

Die einzige Möglichkeit, von Barranquilla nach Aracataca zu gelangen, war ein klappriges Motorschiff, das auf einem in der Kolonialzeit von Sklavenhand ausgehobenen Kanal fuhr, dann durch ein weites, sumpfiges Gewässer, trüb und trostlos, bis zur rätselhaften Ortschaft Ciénaga. Dort bestieg man

einen Bummelzug, der ursprünglich der beste des Landes gewesen war, und fuhr, mit vielen müßigen Unterbrechungen in staubglühenden Dörfern und an einsamen Bahnhöfen, die letzte Strecke durch unermessliche Bananenplantagen. Auf diesen Weg machten meine Mutter und ich uns am Samstag, dem 18. Februar 1950 um sieben Uhr abends – es war der Vorabend des Karnevals –, unter einem sintflutartigen Platzregen außerhalb der Zeit und mit einer Barschaft von zweiunddreißig Pesos, die knapp für die Rückfahrt reichen würden, falls das Haus sich nicht zu den erwarteten Konditionen verkaufen ließ.

Die Passatwinde wehten an jenem Abend so heftig, dass es schwierig war, meine Mutter am Flughafen dazu zu überreden, an Bord zu gehen. Sie hatte gute Gründe. Die Schiffe waren verkleinerte Versionen der Flussdampfer von New Orleans, hatten aber Benzinmotoren, die alles an Bord in ein böses, fiebriges Zittern versetzten. Es gab einen kleinen Salon mit Pfosten, an denen man auf verschiedenen Ebenen Hängematten befestigen konnte, und mit Holzbänken, auf denen jeder unter Einsatz der Ellenbogen einen Platz zu ergattern suchte, für sich und das übermäßige Gepäck, Säcke mit Waren oder Körbe mit Hühnern oder sogar mit lebenden Schweinen. Es gab ein paar stickige Kabinen mit jeweils zwei Feldbetten, fast immer von armseligen Hürchen belegt, die während der Fahrt Notdienste erwiesen. Da wir spät dran

waren und keine Kabine mehr frei fanden, auch keine Hängematten dabei hatten, besetzten meine Mutter und ich überfallartig zwei Eisenstühle im Mittelgang und richteten uns dort für die Nacht ein.

So wie meine Mutter es befürchtet hatte, beutelte der Sturm das wagemutige Schiff, als wir den Magdalena überquerten, der, so kurz vor der Mündung, das Temperament eines Ozeans hat. Ich hatte mich am Hafen reichlich mit den billigsten Zigaretten eingedeckt, schwarzer Tabak und ein Papier, das schon fast an Lumpen erinnerte, und begann nach meiner damaligen Art zu rauchen, ich zündete eine Zigarette am Stummel der letzten an, während ich wieder einmal *Licht im August* von William Faulkner las, der damals der treueste meiner Schutzdämonen war. Meine Mutter klammerte sich an ihren Rosenkranz wie an eine Handwinde, die einen festgefahrenen Traktor aus dem Schlamm hätte ziehen oder ein Flugzeug in der Luft halten können, und, wie gewöhnlich, erflehte sie nichts für sich selbst, sondern Glück und ein langes Leben für ihre elf Waisenkinder. Ihr Gebet muss erhört worden sein, denn der Regen wurde sanfter, als wir in den Kanal einfuhren, und die Brise wehte so leicht, dass sie gerade einmal die Moskitos aufscheuchte. Daraufhin steckte meine Mutter den Rosenkranz ein und beobachtete eine ganze Weile lang schweigend das tosende Leben um uns herum.

Sie war in einem bescheidenen Haus geboren worden, wuchs aber in der flüchtigen Herrlichkeit des Bananenbooms auf, wodurch ihr immerhin die gute Erziehung einer höheren Tochter am Colegio de la Presentación de la Santísima Virgen in Santa Marta blieb. In den Weihnachtsferien stichelte sie damals mit ihren Freundinnen am Stickrahmen, spielte Klavichord auf Wohltätigkeitsbasaren und besuchte mit einer Tante als Anstandsdame die höchst sittsamen Tanzfeste der gottesfürchtigen lokalen Aristokratie, doch von irgendeinem Verehrer hatte noch niemand gehört, als sie gegen den Willen der Eltern den Telegrafisten des Ortes heiratete. Ihre offenkundigsten Tugenden waren seit jener Zeit ihr Sinn für Humor und ihre eiserne Gesundheit, denen auch die Ränke des Schicksals in ihrem langen Leben nichts anhaben konnten. Ihre erstaunlichste, gleichwohl am wenigsten auffällige Eigenschaft war aber die besondere Gabe, über ihre ungeheuerliche Willensstärke hinwegzutäuschen: ein perfekter Löwe. Das hatte ihr erlaubt, eine matriarchalische Herrschaft zu errichten, die sich bis auf weit entfernte Verwandte an ungeahnten Orten erstreckte, so etwas wie ein Planetensystem, über das sie von ihrer Küche aus regierte, mit leiser Stimme und ruhigem Blick, indes sie den Bohneneintopf kochte.

Ich sah, wie sie ungerührt diese brutale Reise über sich ergehen ließ, und fragte mich, wie es ihr mög-

lich gewesen war, derart schnell und mit so viel Haltung die Prüfungen der Armut zu bestehen. Nichts war so geeignet wie diese böse Nacht, um sie auf die Probe zu stellen. Die blutgierigen Moskitos, die Hitze, schwer und übel riechend vom Schlamm der Kanäle, den das Boot auf seiner Fahrt aufwirbelte, das Gewühl der schlaflosen Passagiere, denen es in ihrer Haut nicht wohl war, alles schien aufgeboten, um auch das abgehärtetste Gemüt aus dem Gleichgewicht zu bringen. Meine Mutter ertrug es unbewegt auf ihrem Stuhl, während die mietbaren Mädchen, als Männer oder Spanierinnen verkleidet, in den nahen Kabinen die Ernte des Karnevals einfuhren. Eine von ihnen war mehrmals aus der Tür gleich neben dem Sitzplatz meiner Mutter herausgekommen und wieder dahinter verschwunden, immer mit einem anderen Kunden. Ich dachte, meine Mutter hätte sie nicht bemerkt. Doch beim vierten oder fünften Mal innerhalb einer knappen Stunde folgte ihr mitleidiger Blick dem Mädchen bis zum Ende des Ganges.

»Arme Mädels«, seufzte sie. »Was die zum Überleben machen müssen, ist schlimmer als arbeiten.«

So hielt sie sich bis Mitternacht, als ich, zu müde, um bei dem unerträglichen Beben des Schiffes und den geizigen Lichtern im Gang weiterzulesen, mich neben sie setzte und rauchend aus dem Treibsand von Yoknapatawpha County aufzutauchen versuchte. Ich war im vergangenen Jahr von der Universität mit

der waghalsigen Hoffnung desertiert, vom Journalismus und der Literatur leben zu können, ohne beides erst erlernen zu müssen, und ermutigt von einem Satz, den ich bei Bernard Shaw gelesen zu haben glaube: »Schon als kleiner Junge musste ich meine Erziehung unterbrechen, um zur Schule zu gehen.« Ich fühlte mich nicht im Stande, darüber mit irgendjemandem zu diskutieren, weil ich, ohne es erklären zu können, spürte, dass meine Gründe nur für mich selbst gültig waren.

Der Versuch, meine Eltern, die so viele Hoffnungen in mich gesetzt und so viel Geld, das sie nicht besaßen, dafür ausgegeben hatten, von einem solchen Irrsinn zu überzeugen, war Zeitverschwendung. Besonders bei meinem Vater, der mir alles verziehen hätte, nur nicht, dass ich kein wie immer geartetes akademisches Diplom, das ihm versagt geblieben war, an die Wand hängen konnte. Der Kontakt brach ab. Fast ein Jahr war vergangen, und ich hatte noch immer vor, ihn zu besuchen, um ihm meine Gründe darzulegen, als meine Mutter auftauchte und mich bat, sie zum Hausverkauf zu begleiten. Sie erwähnte die Angelegenheit jedoch nicht, erst nach Mitternacht muss sie auf dem Schiff so etwas wie eine übernatürliche Offenbarung verspürt haben, dass nun endlich die günstige Gelegenheit gekommen war, mir das zu sagen, was zweifellos der tatsächliche Grund ihrer Reise war, und sie begann in der Art

und dem Ton und mit den genau bemessenen Worten, die sicher in der Einsamkeit ihrer schlaflosen Nächte gereift waren, lange vor Antritt der Reise.

»Dein Papa ist sehr traurig«, sagte sie.

Da war sie also, die ach so gefürchtete Hölle. Meine Mutter begann wie immer dann, wenn man es überhaupt nicht erwartete, und in einem sedierenden Tonfall, den nichts aus der Ruhe bringen würde. Allein des Rituals wegen, denn die Antwort kannte ich nur zu gut, fragte ich:

»Und warum?«

»Weil du das Studium aufgegeben hast.«

»Ich habe es nicht aufgegeben, ich habe nur eine andere Laufbahn eingeschlagen«, sagte ich.

Der Gedanke an eine grundsätzliche Diskussion machte siemunter.

»Dein Papa sagt, das ist dasselbe«, sagte sie.

Ich wusste, dass der Vergleich hinkte, sagte aber:

»Auch er hat aufgehört zu studieren, um Geige zu spielen.«

»Das ist nicht das Gleiche«, erwiderte sie lebhaft.

»Die Geige spielte er nur auf Festen oder bei Ständen. Das Studium hat er abgebrochen, weil er nicht einmal genug Geld zum Essen hatte. Aber in einem knappen Monat hat er die Telegrafie erlernt, das war damals ein guter Beruf, besonders in Aracataca.«

»Ich lebe auch vom Schreiben für Zeitungen«, sagte ich.

»Das sagst du, damit ich mich nicht gräme«, sagte sie. »Aber in welcher schlechter Lage du bist, sieht man dir schon von weitem an. In der Buchhandlung habe ich dich nicht einmal erkannt.«

»Ich habe dich auch nicht erkannt«, sagte ich.

»Aber aus einem anderen Grund. Ich dachte, du wärst ein Bettler.« Sie schaute auf meine ausgetretenen Sandalen und fügte hinzu: »Und keine Strümpfe.«

»Das ist bequemer«, sagte ich. »Zwei Hemden und zwei Unterhosen, eine auf dem Leib, die andere auf der Leine. Was braucht man mehr?«

»Ein kleines bisschen Würde«, sagte sie, milderte das aber sogleich durch einen anderen Ton ab: »Ich sag es nur, weil wir dich so lieben.«

»Das weiß ich«, sagte ich. »Aber sag doch mal, würdest du an meiner Stelle nicht das Gleiche tun?«

»Das würde ich nicht«, sagte sie, »nicht, wenn ich damit meine Eltern verärgern würde.«

Ich dachte daran, mit welcher Zähigkeit sie den Widerstand der Familie gegen ihre Heirat gebrochen hatte, und lachte:

»Wag es, mir in die Augen zu sehen.«

Sie blieb ernst und wich mir aus, weil sie nur zu gut wusste, was ich dachte.

»Ich habe nicht geheiratet, solange ich nicht den Segen meiner Eltern hatte«, sagte sie. »Ich habe ihn erzwungen, das stimmt, aber ich hatte ihn.«

Sie unterbrach das Gespräch, nicht weil meine